



**PATRICIA HOLLAND MORITZ**

Die Einsamkeit  
des *Roman*  
*Chamäleons*

Original

**GMEINER**



# KAPITEL I

Vielleicht war es ein Waschbär gewesen bei den Mülltonnen an der Hauswand. Vielleicht ein Marder unter einem der geparkten Autos. Vielleicht aber auch ein Tritt, der unbeabsichtigt laut geraten war auf den dünnen Zweigen, die der Winter auf der Wiese zurück gelassen hatte wie Spielzeug, dessen er überdrüssig war. Manchmal gingen Biber nachts hier um, Frettchen und Wildschweine. In einem Lied hieß es, in Brandenburg würden wieder Wölfe leben.

Rebekka griff zur Taschenlampe, die neben ihrem Bett lag und die Dimensionen eines Fleischklopfers hatte. Ein Fenster war gekippt. Sie öffnete es ganz, lehnte sich hinaus, aber da waren nur der Zaun und dahinter der Acker und weder ein Waschbär noch ein Marder zu sehen. Sie öffnete das Fenster, das nach vorn auf die Straße führte. Sogar Ratten hätte sie in Kauf genommen oder einen verirrt Frischling. Aber nichts war schlimmer, als nichts zu entdecken, nur den gewohnten Ausblick zu haben auf einen geparkten *Wartburg* und einen Gartenzaun mit Buchsbäumen dahinter.

Rebekka war ein ausgeglichener Mensch mit einem gesunden Gespür für Gefahr in all ihren Variationen. Und hier draußen war sie nicht in Gefahr. Es war vergebene Kraft, sich auch nur einen Moment zu ängstigen. Angst war ein Gefühl, das sie ausbremsen und ihr wertvolle Zeit stehlen würde, die sie so dringend zur Erholung brauchte. Also durfte sie keine Angst haben. *Es war der Marder. Bresecke wird sich freuen.*

Rebekka schloss das Fenster. Es wurde allmählich hell.

Wie der Rest der Welt hatte nun auch Rebekkas Lieblingsradiosender die Esoterik entdeckt. Die Vielfalt an Radioempfang war limitiert auf dem Land, und auch wenn sie ein Internetjunkie war, hätte Rebekka nie auf eine Radiostation zurückgegriffen, die sie nur im *Google-Fenster* finden konnte. Also schraubte sie jeden Tag aufs Neue an dem Knopf der Sendersuche herum und blieb dann doch wieder dort hängen, wo es an jenem Morgen hieß:

*Wenn Sie weniger Elektrosmog in Ihrer unmittelbaren Umgebung haben wollen, dann schließen Sie weniger Geräte an!*

Dieser Tag würde ein sonniger werden.

Rebekka kroch zurück ins Bett. Die geblünte Bettwäsche roch nach frischer Bergluft, seit sie einmal pro Woche ein Kissenparfüm mit tatsächlich diesem Duft ansprühte. Sie streckte sich und spürte, wie die Schwere aus ihren Gliedern wich. Solange sie noch nach jedem Lauf Muskelkater hatte, war sie nicht leistungsfähig genug, also würde sie noch mehr trainieren müssen. Sie wollte fit sein, um weglaufen zu können, wenn es notwendig war.

Ihre Gedanken kreisten um einen unheimlichen Verdacht. Es musste um die 20 Todesfälle gegeben haben in dieser Berliner Recyclingfirma. Ungefähr einen im Monat, wenn Rebekka die Traueranzeigen mit immer demselben Logo in ihrer *Berliner Zeitung* richtig deutete. Sie konnte nicht wieder einschlafen. Es war ihr unerklärlich, wie so etwas möglich sein konnte, ohne dass es jemanden kümmerte. In dieser Stadt wurde jedes Falschparken geahndet, und Schwarzarbeiter wurden noch auf der Baustelle festgenommen. Aber 20 Mitarbei-

ter ein und derselben Firma konnten in nur zwei Jahren wegsterben, ohne dass wenigstens ein Angehöriger Alarm schlug.

Es gab einen weiteren Grund, weshalb Rebekka nicht wieder einschlafen konnte. Da war diese Sache, eine Ansammlung von Zellen, die stoffwechselten, ein Haufen aus Urin und Kot und unverdauter Nahrung, frisch gehalten durch Atmung und etwa fünf bis sieben Liter Blut, durchsetzt von haufenweise perversen Gedanken, das Ganze umspannt von etwa zwei Quadratmetern Fläche aus Haut. Diese Sache saß in einer schmalen grauen Gefängniszelle in Paris. Diese Sache war das Böse. Und Rebekka wartete nur auf den Tag, an dem es herausgelassen wurde wie der Geist aus der Flasche.

## KAPITEL 2

Auf der Straßenseite gegenüber dem *Hackendahl* in der Friedrichstraße klebten zwei Männer ein schaufenstergroßes Plakat von Andrew Cascones *Moon-series* auf das Schaufenster eines leerstehenden Geschäftes. Rebekka mühte sich, das Logo der Kunstsammlung auf dem Plakat zu erkennen und wäre vor Anstrengung fast vom Barhocker gefallen, als ihr Handy klingelte.

»Ich sage es ungern, aber dein Verdacht hat sich bestätigt. Zumindest sieht es für mich danach aus.«

Im selben Moment hatte sie Andrew Cascone, den neuen Stern am Berliner Kunsthimmel und ihren heim-

lichen Internetflirt, vergessen und drückte den Hörer nah an ihr Ohr.

»Mark!«

Sie spürte, wie er mit sich gerungen haben musste, um überhaupt zum Hörer zu greifen. In dem Telefon, das er gerade benutzte, war ihre Nummer als einzige gespeichert, und er hatte es nur dann bei sich, wenn sich für ihn eine der seltenen Gelegenheiten ergab, Rebekka zu treffen.

Sie saß im *Hackendahl*, nippte an ihrem Bier und gab dem Barkeeper das Ichmöchtezahlen-Zeichen. Den Hörer noch immer ans Ohr gepresst, legte sie die *Berliner Zeitung* zur Seite und saß kerzengerade.

»Was ist passiert?«

Mark atmete hörbar aus. Sie sah ihn vor sich und verspürte sofort das vertraute Kribbeln, für das ihr allein seine Stimme genügte.

»Du *willst* es hören, ja?«

»Was auch immer es ist. Wird ja wohl etwas Wichtiges sein.«

Natürlich genoss Rebekka den Moment. Aber mehr noch: Sie ahnte, dass Mark sie nun auf Augenhöhe betrachtete, und das war in Ergänzung dazu, dass sie seine Geliebte war, ein vielversprechender Umstand.

»Es gibt wieder einen Todesfall in dieser Firma. Ein Mann, Ende 50. Lag neben einer Werkbank in der Halle mit den Metallabfällen. Du ... hör mal ... Rebekka ...«

»Wie ist er gestorben?«, unterbrach sie ihn.

»... ich hab das nur bei den Kollegen, die vor Ort waren, mitgehört. Seit du mir davon erzählt hast, geht mir die Firma nicht mehr aus dem Kopf, und nun höre ich den Namen nur noch. Hast mich halt aufgeschreckt mit deinem Verdacht ...«

»Wie ist er gestorben, Mark?«

Rebekka wurde ungeduldig. Jenes unguete Gefühl, das ihr so oft die Luft zum Atmen nahm, machte sich wieder in ihr breit. Dieses wie Hinter-schalldichtem-Glas-Sitzen. Alle können einen sehen, doch die Zeichen nicht verstehen. Worte verhallen ungehört und sind nur als Mundfratzen sichtbar. Es wird abgewinkt und weitergegangen.

»Offenbar wie 18 andere vor ihm.«

»Es waren ... 18? Du hast die Zahl?«

»Der Letzte war offenbar der Tropfen, der das Fass ... Ach Kleines, du weißt schon. Es geschehen Grausamkeiten am laufenden Band, und dann gibt es diesen einen Vorfall ... und die ganze Chose kocht hoch.«

Rebekka schloss die Augen und holte tief Luft.

»Vielleicht hattest du ja doch den richtigen Riecher«, sagte Mark vorsichtig, da er das Brodeln am anderen Ende der Leitung beinahe körperlich spüren konnte.

*Nein. Ich lese Zeitung und bemerke alle zwei Wochen eine Traueranzeige immer derselben Berliner Recycling-firma.*

»Vielleicht handelt es sich aber auch um Todesfälle, die keinerlei kriminellen Hintergrund haben, und den Ärger, der dann folgt, willst du nicht haben.«

»Aber das alles kann doch kein Zufall sein!«

Mark am anderen Ende schlug einen väterlichen Ton an.

»Wir müssen vorsichtig sein.«

Seit sie sich kannten, hatte er vermieden, von »wir« und »uns« zu sprechen. Es war für beide eine Variante des Vermeidens von Versprechen, die nicht gehalten werden würden.